

Die Textfassung in Teil II. richtet sich weitgehend nach der letzten kritischen Edition von Aldo Ceresa-Gastaldo (Gerolamo. Gli uomini illustri. De viris illustribus, Florenz 1988); an einigen Stellen wurden notwendige Veränderungen vorgenommen. Der leserfreundlich gestaltete textkritische Apparat basiert auf den Ausgaben von Bernoulli, Richardson und Ceresa-Gastaldo.

Der lemmatisch angelegte Kommentar in Teil III. enthält Quellenangaben und Parallelstellen, sprachliche und terminologische Klärungen, er bietet Hinweise auf Fehler und Irrtümer des Hieronymus, stellt Besonderheiten und Auffälligkeiten seiner Informationen dar, unternimmt wichtige inhaltliche Erörterungen und behandelt in der Forschung interpretatorisch umstrittene Stellen.

Die Verfasserin hat *De viris illustribus* unter vielen wichtigen Aspekten untersucht und das *opusculum* als literarhistorische Leistung gemäß seinem antiken Kontext gewürdigt. Sie hat, ohne die Schwächen des Werkes zu vernachlässigen, manche überzogene Kritik an Hieronymus korrigiert. Die Kommentierung ist umfangreich gestaltet und philologisch wie kirchenhistorisch gründlich gearbeitet. Insgesamt betrachtet, liegt hiermit eine wertvolle Studie für Theologen, Historiker, Altphilologen und Literaturwissenschaftler vor.

Michael Fiedrowicz, Theologische Fakultät Trier

Alexander D. Ornella, *Das vernetzte Subjekt. Eine theologische Annäherung an das Verständnis von Subjektivität unter den Bedingungen der Informations- und Kommunikationstechnologien*, Lit Verlag, Münster 2010, 268 S., ISBN 978-3-643-50025-0.

Alexander Ornella (AO), geb. 1977, ist seit 2004 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Fundamentaltheologie der Universität Graz. Er verstärkt dort den Arbeitsbereich Theologie und Medien und legt seinen besonderen Forschungs- und Lehrschwerpunkt auf ein Grenzgebiet zwischen Technologie, Philosophie und Theologie: Den Bereich des Subjekts, seiner Selbst- und Fremddefinition und seiner Einbettung in das Gesamtsystem Gesellschaft bzw. Religion. Dass dabei selbstverständlich auch Grundfragen der Theologie zur Sprache kommen müssen, ist klar.

Im Rahmen seiner Dissertation hat sich AO mit genau dieser Problematik im Detail befasst. Nach deren Approbation wurde sie leicht gekürzt, inhaltlich gestrafft und auf den neuesten Stand gebracht, was die internationale Diskussion betrifft. In Form des Buches „Das vernetzte Subjekt“ legt er sie nun der interessierten Öffentlichkeit vor und wendet sich nicht nur an ein theologisches, sondern auch an ein technologisch interessiertes Publikum, das sich der Problematik der religiösen Rede im 21. Jahrhundert vor dem Hintergrund der Mediengesellschaft bewusst ist.

Der erste Hauptteil des insgesamt 270 Seiten umfassenden Buches klärt die Rahmenbedingungen, die für die Arbeitshypothesen des Buches vorausgesetzt werden. Der zweite Teil befasst sich mit der Rolle des Subjekts in einer vernetzten Gesellschaft und betrachtet die Konsequenzen, die die informationstechnologische Revolution für den Subjektbegriff beinhaltet. Im dritten Teil wird eine Brücke zur Theologie geschlagen, indem hauptsächlich über Ricoeurs Begriff des *narrative* und die Frage nach dem Verhältnis von Text und realem Ich buchstäblich das vernetzte Subjekt als lohnender Gegenstand der einer völlig veränderten Sprachsituation der Gesellschaft gegenüberstehenden Theologie begriffen wird. Ich möchte in dieser Rezension analog zu den Teilen des Buches vorgehen.

Prolegomena

Die Diagnose von AO, dass das „Interesse an den Schnittstellen zwischen Theologie, Religion, Medien und Technologie“ in den vergangenen Jahren stark zugenommen habe, kann man nachvollziehen. Seit den ersten Gehversuchen einer theologisch-technischen Denkschule Anfang der 1990er-Jahre, die von vereinzelt Akteuren unternommen wurden, hat sich in der Tat ein sehr breites Problembewusstsein entwickelt, nicht zuletzt aufgrund der Erkenntnis, dass möglicherweise eine Veränderung des Mediums auch eine Veränderung der vermittelten Botschaft mit bedingt. Das ist nun genau die Stoßrichtung von Ornellas Argumentation, wobei es zunächst gilt, die Grundbegriffe der Arbeit genauer zu betrachten.

Als „Medien“ werden von ihm alle Einrichtungen zur Übermittlung von Inhalten betrachtet; insbesondere umfasst dies natürlich die Einrichtungen technischer Natur, die er unter dem Sammelbegriff „Informations- und Kommunikationstechnologien“ zusammenfasst (IKT). Daneben wird sogleich der These von der Säkularisierung der Gesellschaft westeuropäisch-nordamerikanischen Zuschnittes breiter Raum eingeräumt; es zeigt sich, dass – ausgehend von den Definitionen des „Religiösen“ nach Durkheim und Geertz – die „Säkularisierung“ als ‚Abwesenheit von religiösem Lebensgestus‘ allerdings abweichend von den dichten theoretischen Voraussagen in der Praxis nicht zu beobachten sei. Hier ist natürlich die Anfrage zu stellen, inwieweit ein funktional-kulturell bestimmter Religionsbegriff für eine fundamentaltheologische Arbeit ausreichend sein kann; dies wird in den Ausführungen zum dritten Teil noch näher betrachtet. Vorerst wird auf deren Basis Religion als „Paradigma [...] verstanden, also als eine Art und Weise, unsere Welt und die menschliche Realität zu betrachten, das das (Selbst-)Verständnis des Menschen und des menschlichen Lebens prägt“. Folgerichtig wird Religion als massiv soziologisches Phänomen betrachtet und *diese Ausprägung in ihrer medialen Präsenz* untersucht. Dies ist nicht unerheblich, denn – klassisch ausgedrückt – geht es damit letztlich um eine Festlegung der Argumentation auf eine extrinsektistische Position, was nicht unheikel ist.

Anhand einer Reihe von Beobachtungen legt AO anschließend dar, dass Religion in diesem Sinne lediglich organisatorisch im Rückgang begriffen ist, in einer

nicht scharf definierbaren Art und Weise jedoch präsenter denn je zu sein scheint. Dafür werden Beispiele aus Filmen, Werbespots und Fernsehserien genannt – zu kurz kommen m.E. die Beispiele religiöser Motive in IKT-gestützten Spielen, die buchstäblich Legion sind. Kategorien für diese Einordnung ist entweder die Wahl der verwendeten, religiös geprägten Begriffe wie „Sünde“ oder „Reinheit“ oder die potentiell sinnstiftenden Vollzüge (wie ethische Ansprüche an ein Produkt). Für Westeuropa, so folgert AO, könne man eher von einer „Dechristianisierung“ als von einer radikalen Säkularisierung sprechen. Mit J. Hörisch weist er allerdings sofort darauf hin, dass gerade das Christentum in seinem Kern auf Medialität ausgerichtet sei (Christus als das Urmedium) und gerade deshalb von Anfang an medienaffines Verhalten gezeigt habe. In einem längeren Abschnitt lässt er die zentralsten ‚medialen Schlüsselstellen‘ der Geschichte des Christentums Revue passieren, um dies auch historisch zu untermauern (dass dabei beim vorgegebenen Umfang der Publikation vieles zu kurz kommt oder unter den Tisch fällt, ist bedauerlich, aber nicht zu ändern).

Daran schließt sich eine Darlegung der verschiedenen aktuellen Medientheorien an. In der Choreographie der Arbeit kommt das an diesem Punkt etwas unerwartet; naheliegender wäre es gewesen, die theoretischen Ausführungen zusammenzufassen und dann die historischen anzuschließen. Nichtsdestoweniger zeigt AO gerade an diesem Punkt seine Sachkundigkeit betreffend der wichtigsten gängigen Medientheorien, die zunächst vergleichend dargestellt werden. Von besonderem Interesse ist dabei der Begriff der „Remediation“, einer von J.D. Bolter und R. Grusin entwickelten These, die besagt, dass die Gesellschaft dazu tendiert, einerseits mehr und mehr „Wirklichkeit“ zu medialisieren, andererseits gerade diese Medialisierung als artifiziellen Vorgang zu verschleiern. Das Verlangen nach Unmittelbarkeit wiegt das Verlangen nach (medial) verfügbaren Seinsäußerungen mithin auf. Dabei ist zu beachten, dass die Medialität keine qualitativ geringwertigere Wirklichkeit als die physische Realität inne hat, sondern dass *beide eine je eigene Wirklichkeit sind*. Der ontologische Wert der beiden Wirklichkeiten ist so unterschiedlich nicht, wie das schnelle Hinsehen (und Aburteilen) dies suggerieren würde. Nur vor diesem Hintergrund wird die Argumentation eines *Posthumanismus* nach K. Hayles nachvollziehbar – da die Information einen Vorrang vor der Materie einnimmt, ist Bewusstsein – auch artifizielles! – und dessen Verortung in der Welt neu zu bedenken. Dies wird im Folgekapitel näher versucht.

Das medialisierte und vernetzte Subjekt

Gleich vorweg: Die Klärung des Subjektbegriffes, die AO nunmehr vornimmt, ist wesentlich für die gesamte weitere Argumentation. Mit einem Blick auf die Begriffsgeschichte und die aktuelle Begriffsdiskussion versucht er, das Subjekt als Prozess aufzufassen, ein immer je neues Produkt der es umgebenden Sprachwelt. Er folgt hier J. Lacan, der das Sagbare als Grenze für das Denkbare definiert.

Wenn nun aber das Subjekt das Ergebnis eines Diskursprozesses ist, dann ergibt sich im obigen Sinne, dass es letztlich ein posthumanes Subjekt sein muss – die Information (Sprache!) determiniert die Physis ebenso wie alles andere. Das Ich ist ein informatisches.

Hier ist einer der wenigen kritischen Punkte in AOs Buch. Indem dem sprachzentrierten Ansatz Lacans und dem poststrukturalistischen M. Foucaults implizit mit großer Zustimmung gefolgt wird, erfolgt eine relativ unvermittelte Festlegung der inhaltlichen Linie, die zuvor noch wohlausgewogen war, zugunsten der aus dem *linguistic turn* sich ergebenden Änderungen, und zwar zum Endzweck der Rechtfertigung der Thesen des Buches. Hier hätte man sich eine weiter gefasste Diskussion gewünscht; nicht so sehr, weil es ein Zurück hinter den *linguistic turn* oder die Möglichkeit, ihn zu vermeiden, real gegeben hätte, sondern weil sich aus dem Ansatz des Posthumanismus eine völlig andere Lesart hätte ergeben können (nämlich die *informationsgenerierenden Mechanismen* als die eigentlichen Subjekte des Handelns in der Informationsgesellschaft).

So jedoch ergibt sich ein zunehmend unscharfes Bild von dem, was „noch“ Mensch und dem, was „schon“ Maschine ist. Denn die Mittel, mit denen der Einzelne an Informationen gelangt und mit ihnen umgeht, sind einerseits nicht mehr von ihm getrennt zu betrachten, sondern determinieren ihn und seine Möglichkeiten – bedingen andererseits aber auch sein Subjekt-Sein. Sie sind daher keine Instrumente mehr, sondern Bestandteil des menschlichen Seins, auf den auch nicht mehr verzichtet werden könnte, es sei denn um den Preis des Subjektverlustes. AO vertieft dies später weiter als „blurring of boundaries“ – der Nutzer unterscheidet schließlich nicht mehr bewusst zwischen der Wahrnehmung und dem Mittel, das ihm diese Wahrnehmung ermöglicht.

Wenn nun aber die Medialität genuin zum Menschen gehört (und nicht nur zu diesem), dann gehört auch die Vernetzung notwendig zu ihm, denn Medialität bedingt Vernetzung. Der Mensch ist also – und zwar jeweils zum gegebenen Zeitpunkt neu entstandenes – *vernetztes Subjekt*. In der Gegenwart potenziert sich dies allerdings, da die mediale Individualität dank der aktuellen Hilfsmittel enorm zunimmt – die virtuelle Persönlichkeit auf *Facebook* oder *Blogspot* determiniert die physische mit; das Subjekt determiniert sich durch beides. Dadurch gewinnt die jeweilige Einbindung des Einzelnen in das Gesamtnetzwerk insofern an Bedeutung, als die Veränderung jedes Knotens (z. B. „Bewertungen“ auf Facebook, Benutzerkommentare auf Blogspot, Anknüpfen oder Lösen von „Freundschaften“ auf beiden) Veränderungen eben dieses Einzelnen bedingen. M. Castells Ausführungen dazu werden von AO nicht kritiklos übernommen, sondern einer eingehenden Analyse unterzogen, was ihn dazu befähigt, einige Schwachpunkte in dessen Argumentation aufzuzeigen. Nichtsdestoweniger würdigt er ihren Mehrwert, soweit dies sachlich gerechtfertigt ist – geht es doch um eine völlig neue Vergemeinschaftung der Menschen, um Kristallisationspunkte neuer Gruppierungen wie „I-phone-user“, die sich auf die Nutzung eines bestimmten Mediums und die Auslotung seiner

Möglichkeiten spezialisieren, oder „Interessenten am Bau von Gartenbacköfen“, die sich ohne diese Vernetzungsmöglichkeiten niemals hätten finden können – zu gering ist die lokale Dichte an Interessentinnen und Interessenten. Dass dadurch natürlich auch Randgruppen der Legalität und Gruppierungen jenseits davon besser vernetzen können, gehört zu den bekannten und unvermeidlichen Kehrseiten dieses Prozesses. Das wird von AO nicht einmal am Rande erwähnt; wohl, weil diese Realität eine völlig selbstverständliche und unhinterfragbare zu sein scheint (mit welcher Beurteilung ich nicht einverstanden wäre).

Auf der Ebene der Einzelnen – aber wohl auch gesellschaftlich! – ergibt sich durch diese Neuorientierung die Gefahr des „digital divide“, einer neuen Schere, die sich zwischen den in die Medialität integrierten und den Nichtintegrierten öffnet – nicht nur international (Erste/vernetzte versus Dritte/unvernetzte Welt (ein Gegensatz, der, nebenbei bemerkt, auch so kaum noch haltbar ist), sondern auch national, insofern aus verschiedensten Gründen ein Ausschluss aus der vernetzten Gesellschaft entstehen kann. Die theoretische Chancengleichheit in einer digitalisierten Welt ist damit zu einem Gutteil ad absurdum geführt.

Im Gegenteil, es kann sogar durchaus sein, dass es zu einer radikalen Verschiebung der Chancen für ein erstrebenswertes Leben kommt: nicht etwa im Sinne einer ausgleichenden Tendenz, die – wie B. Gates es in seinen Netzwerkvisionen sah – dafür sorgt, dass mit Hilfe von billigen Computern und schneller Netzwerkinfrastruktur die Dritte-Welt-Länder einen Teil ihrer Probleme lösen können, sondern im Gegenteil durch eine radikale Verschiebung der Chancen in Richtung jener, die willens und in der Lage sind, unabhängig von ihrem Standort das Experiment der engstmöglichen Kooperation mit der Medien-Maschinerie einzugehen. Dies behandelt AO im Abschnitt über den „Menschen als Cyborg“ und kommt zu dem Schluss: Der „Einzelne ist in einen kommunikationstechnologischen Kontext geworfen, den [er] sich nicht aussuchen [...] und entziehen kann. Subjektwerdung findet [...] notwendigerweise in einer vernetzten und medialisierten Gesellschaft statt. Sinn sowie das Selbstverständnis des Subjekts wird dadurch aber nicht deterministisch [...] vorgegeben, sondern ereignen sich in der Interaktion mit diesem“. Klar und nachvollziehbar; wünschenswert wäre hier nur noch ein deutlicher Hinweis darauf gewesen, dass der Mensch – im Gegensatz zur Medien-Maschinerie abwärtskompatibel ist, d.h. dass der Mensch sich in seinem Verhalten auf I-phone, Blackberry und Notebook einstellt und nicht umgekehrt. Wer eine neue Möglichkeit hat (z.B. während eines persönlichen Gespräches eine Mail zu schreiben, während einer Zugfahrt im Internet zu surfen oder während einer Konferenz seinen Kalender upzudaten, wird dies auch tun. S. Talbott schrieb in seinem Buch „The Future does not compute“ den bemerkenswerten Satz: „To anybody who only has a hammer, everything looks like a nail“. Wächst uns unsere eigene „Abwärtskompatibilität“ über den Kopf?

Fundamentaltheologischer Brückenschlag

Unter dem neu gewonnenen Subjektbegriff ist nunmehr natürlich auch die theologische Anthropologie neu zu betrachten. AO tut dies nach kurzen einleitenden Worten in seinem dritten Hauptabschnitt, indem er auf die Parallelen zwischen dem entworfenen „vernetzten Subjekt“ und dem theologisch als „Beziehungswesen“ definierten Menschen verweist. In der Tat ist gerade in der jüdisch-christlichen Tradition der Mensch von seiner Schöpfung her (Gottesabbildlichkeit, Gen 1,27) ohne Beziehung (biblisch: auf Gott hin begründet) nicht vorstellbar. Mit G.L. Müller spricht AO von der Kommunikation des Menschen als Teilhabe an den innertrinitarischen Vollzügen, wodurch der Mensch als gesetzt durch die Anrede Gottes, die ihrerseits Äußerung der Trinität ist, zu verstehen wäre. Das Wort als Grundlage des Seins – Gen 1 und Joh 1 sind sich in dieser Hinsicht sehr nahe, wenn auch aus unterschiedlichen Blickwinkeln. Insofern sich der Mensch als von außen gesetzt erfährt, erfährt er sich konsequenterweise auch als „angesprochen“ und mithin zugleich Objekt und Subjekt des kommunikativen Aktes. Dies leitet zu P. Ricoeur und seinem subjektphilosophischen Ansatz über: Das Subjekt ist bei ihm zwar nicht mehr ein absolutes und selbstgewisses; es ist aber auch nicht beliebig. AO fokussiert in seiner kurzen Zusammenfassung der Ricoeurschen Position auf dessen Symbol- und Zeichentheorie, gemäß derer Symbole Ausdrücke sind, die Sinn vermitteln. Dabei weist das Symbol über das Zeichen hinaus, besser: hinter das Zeichen, indem es einen Mehrwert erschließt, der jedoch ohne den Erstsinn des Zeichens nicht erschließbar wäre. Das Symbol ist daher seinem Wesen nach mehrdeutig; es trägt aber – ebenso wie das Zeichen – wesentlich zur Subjekt-konstitution bei (woraus sich unter anderem die Ambivalenz des Ricoeurschen Subjektbegriffes mit ergibt).

Identität ergibt sich für Ricoeur maßgeblich aus Erzählung. Die Erzählung hat dabei eine bestimmte Funktion, nämlich eine sinnstiftende Einheit aus unterschiedlichen Komponenten, die nicht notwendig zusammenhängen, zu konstruieren. Das ist für das mediale Subjekt insofern von Bedeutung, als es – so fasst AO zusammen – keine autonome Einheit, sondern eine vernetzte ist; einen vorgegebenen Anfang hat (da eine grundlegende Narration bereits vorgefunden wird); und einen ethischen Anspruch birgt, insofern sie eine Stellungnahme zum Erzählten einfordert (dieser ethische Aspekt wird im weiteren an verschiedenen Stellen noch zu einem zentralen Thema AO's). Die Erzählung fordert insofern ein ethisch verantwortungsvolles Subjekt ein bzw. trägt prozessual dazu bei, dass ein Subjekt ethisches sich-verhalten implementieren kann.

AO interpretiert nun – und das ist entscheidend – mediales und kommunikation s(technisches) Handeln als ‚Text‘ im Sinne Ricoeurs. Die „narrative Identität“ wird damit in der vernetzten Gesellschaft zum Konstitutivum des Subjektes. AO belegt das mit einigen aussagekräftigen medialen Beispielen bis dahin, dass „narrative Identität als Selbstaussage“ bewertet werden muss – eine Betrachtungsweise ins-

besondere der neuen Generation internetgestützter Medien, die die Identität ihrer Nutzerinnen und Nutzer über deren „Erzählung“ von sich selbst generieren (vgl. Nutzerprofile bei StudiVZ, Facebook, Xing oder ähnlichen Netzwerken). Davon sind der erste (Geburt und Frühkindheit) und der letzte (Tod) Lebensabschnitt allerdings auszunehmen – sie sind jeweils Bestandteile der Geschichte anderer Menschen, mangels Ausdrucksfähigkeit nicht der eigenen; sie gehören aber unzweifelhaft und unaustauschbar mit zur persönlichen Identität des Einzelnen (somit ist die tiefe Verwiesenheit der eigenen und der anderen Erzählungen um eine zentrale Facette reicher). Anhand Ricoeurs Schrift „Das Selbst als ein Anderer“ expliziert AO diese Ansätze weiter und führt auch hier wieder Beispiele an, um in einem eigenen Kapitel das Verhältnis von ‚Text‘ und ‚realem Ich‘ bei Ricoeur zu erläutern. Dies führt folgerichtig zur Frage des Erinnerns und Vergessens – was erinnert wird und was nicht, beeinflusst Tradition und Verlauf der Erzählung und damit der Identität. Das Vergessen beinhaltet auch einen gnadenhaften Aspekt: eine potentielle Aussöhnung mit der Vergangenheit. Diese Gnade wird unter den Bedingungen des gnadenlosen Gedächtnisses der Internet-Datenbanken radikal in Frage gestellt – man denke nur an die vermeintlich harmlosen Privatinformationen und –fotos, die man z.B. in Facebook einstellen kann und die irgendwann einmal an unvermuteter Stelle auftauchen, berufliche und private Krisen heraufbeschwörend.

Insgesamt zeigt die Betrachtung jedoch, dass Ricoeurs Ansatz der Konstituierung des Subjektes durch Erzählen (mithin durch Vernetzen, denn es wird *jemandem* erzählt) eine hervorragende Brücke zwischen theologischen und medientheoretischen Überlegungen zu schlagen imstande ist.

Die von AO angestellten Schlussüberlegungen – in dem Buch ein eigenes Kapitel, allerdings mit nur sieben Seiten eher eine Zusammenfassung als ein eigener Abschnitt – betont er nochmals die Verbindung zwischen dem Menschen als dem „Hörer des Wortes“ (K. Rahner), der zugleich vernetztes und medialisiertes Subjekt ist (bzw. sogar sein muss):

„Der Mensch [...ist der, der sich...] nicht nur aus unzähligen *narratives*, die im medialen Pool vorhanden sind, die für sich passende aussucht, sondern aktiv an der Konstruktion von *narratives* und damit von Sinn beteiligt [...]”.

und fordert die Entwicklung einer neuen theologischen Anthropologie ein, die dieser Situation gerecht wird – die alten Modelle sind angesichts dieser Hypothesen, die solide untermauert und mit Beispielen wohlbelegt da stehen in der Tat nicht mehr tragfähig.

AO's Buch ist für alle höchst lesenswert, die sich für jene theologischen und philosophischen Fragen interessieren, die sich im Horizont der Medien- und Informationsgesellschaft des 21. Jahrhunderts neu stellen. Er weist überzeugend nach, dass das Menschenbild insbesondere in seinen zentralen Punkten der Sinnstiftung und –erkenntnis des Überdenkens bedarf, und dass dies als zwingende Forderung zu einer Erneuerung der theologischen Anthropologie führen muss, einer Anthropologie freilich, die in dieser Erneuerung der Intention des Christentums

(mithin auch der jüdischen Tradition) wohl näher kommt als die kantige und harte cartesianische Analyse, die letztlich in ihren Ausläufern (und Gegenbewegungen!) das 20. Jahrhundert maßgeblich mitbestimmt hat. Es mag sein, dass man über den Umweg des „medialen Metrums“ – also mit Hilfe der technischen Extensionen des Menschen und infolge der Bewusstseinsveränderungen durch diese – wieder näher an sein entfremdetes Wesen gelangt.

Christian Wessely, Universität Graz

Andrzej Wójcik, *Cześć pieśni! Z dziejów śląskiego życia muzycznego i śpiewaczego. Szkice i materiały źródłowe. Część pierwsza do 1939 roku*, Wyd. Śląska Biblioteka Muzyczna, Katowice 2010, ss. 300, ISBN 978-83-925832-1-9.

Podjęte przez Andrzeja Wójcika studium badawcze dziejów śląskiego ruchu śpiewaczego i muzycznego zasługuje na duże uznanie i jest godne szerszego rozpowszechnienia. Najogólniej mówiąc, stanowi ono szlachetne pochylenie się z uznaniem i wdzięcznością nad spuścizną minionych pokoleń, dziedzictwem, które nie powinno zagać. Nie da się wykluczyć, że już w samej inicjatywie twórczego wysiłku i tak ukierunkowanych badań mogła się pojawić pewna wątpliwość: czy ma sens kolejne spisywanie dziejów śląskiego śpiewactwa? U aktualnego redaktora „Śpiewaka Śląskiego” i sekretarza Śląskiego Związku Chórów i Orkiestr, doskonale znającego choćby znamienite prace wybitnego i zasłużonego dokumentalisty społecznego ruchu muzycznego – Rajmunda Hankego, ten powyższy dylemat musiał wywoływać rozterki myślowe. A jednak okazało się, że warto było podjąć ten temat na nowo, w świeżym odczytaniu, po żmudnej penetracji nowych – starych, często nieznanych dotąd dokumentów. Bardzo ważna okazała się inspiracja – wielki jubileusz stulecia Śląskich Kół Śpiewaczych, a także utworzenie na Śląsku samodzielnego Związku Chórów i Orkiestr, po latach uczestniczenia w scentralizowanym ruchu w wymiarze ogólnopolskim. Słusznie autor zauważa, że podjęta w kwietniu 2009 roku decyzja oznacza „zwrócenie się ku tradycji, nawiązanie do historii” (s. 17), ale może wyraźniej należało zaznaczyć, iż nowy związek jest także kontynuatorem chlubnej działalności zorganizowanego społecznego ruchu muzycznego na Śląsku, wybitnych osiągnięć społecznego ruchu muzycznego na Śląsku w okresie, kiedy to, przy zmieniających się uwarunkowaniach społeczno-politycznych, twórczo funkcjonował Oddział Śląski PZChO, należąc do przodujących w tej dziedzinie ośrodków w naszym kraju.

W czym tkwi decydujący walor recenzowanej publikacji, jaki jest jej podstawowy atut? Oto otrzymaliśmy za pośrednictwem Andrzeja Wójcika, i z jego wyboru, odczytane na nowo historyczne dokumenty o wymiarze szczególnego świadectwa,